



# IM WENDLAND. DÄDALUS I

## *Ein Erfahrungsbericht*

### I

Fahrt ins Niemandsland. Drei Tage sollen wir dort zubringen. Wir verlassen Hamburg gegen Osten hin. Bald enden die Autobahnen. Das Wendland, klärt man mich auf, sei immer noch eine vernachlässigte Region. Ein wenig rückständig, fortschrittslahm, vielleicht aber auch nur stur, verstockt und trotzdem irgendwie verzaubert. Ehemaliges Grenzland eben. Zwischen dem Westen und dem Osten. (Zweiweltengeographie.) Die C.A.S.T.O.R.\*-Transporte fänden hier ihre Endstation. Diese müssten sich regelmäßig gegen die Widerständigkeit der hiesigen Bevölkerung, deren Bereitschaft, sich an Bahngeleise zu ketten, angemessen hoch erscheint, ihren Zielbahnhof erkämpfen. Das Niemandsland – flach, von Baumgruppen durchsetzt und verstreuten Ansiedlungen Obhut gebend – sei unbedeutend genug, meinten politische Entscheidungsträger, um jene hartnäckig gefährlich bleibenden Abfallprodukte einer technisierten Gesellschaft beherbergen zu können, die

---

\* CAsk for Storage and Transport Of Radioactive material

der Rest des fortschrittlichen Landes sich vom Leib halten möchte.

Mit den Initialen C.A.S.T.O.R. sind die Behälter benannt, die an den sterblichen der beiden Dioskuren gemahnen. Die beiden Unzertrennlichen, die Zwillingenbrüder Kastor und Pollux, der eine sterblich, der andere unsterblich, hatte Zeus damals nach dem Tod des Kastor gemeinsam in das Himmelszelt der Ewigkeit entlassen. In derselben Weise entlassen die Behälter heute jene unzertrennlichen Zwillinge in die Abgründe der wendländischen Erde, die über die Weltgestaltung des modernen Menschen wachen: technische Euphorie und Bedrohung des Menschen durch den Menschen. Damit erinnern sie auch an die Tränen, die Dädalus, Archetypus des Ingenieurs, um seinen Sohn geweint hat. Die Technik wurde dem ehrgeizigen und listigen Erfinder Sehnsuchtsort und Fluch in einem. So auch dem modernen Menschen.

Die C.A.S.T.O.R.-Hülsen, egal ob vom Typ V/19, V/52, 440/84, HAW20/28GB oder HAW28M, umschließen das Geheimnis der Fusion von Selbsterhebung und Selbstzerstörung unter dem Banner der Humanität. Ja, nur unter einer Etikette wie der der Menschlichkeit, träume ich vor mich hin, können Tollkühnheit und Sicherheitsfanatismus an einem gemeinsamen Tisch sitzen. In der Ferne scheinen sich Saatkrähen in einer windgeschützten Mulde zu sammeln. Sie haben uns bemerkt. Schenken uns nicht einen Blick. Tun so, als gäbe es uns nicht. Ihr seid nicht der Rede wert, raunen sie vor sich hin in die Senke hinein, ihr Menschen. Seid eine Ansammlung von im Grunde störenden Belanglosigkeiten, der man mit Verachtung das Saatkrähenhinterteil hinhalten kann. Oh ihr Menschen, Überschuss einer sonst so akribischen Schöpfung, der stets mehr sein will als

bloß Natur. Bah! Was soll das sein, krächzen sie über den gefrorenen Boden hin, das mehr als Natur ist? Zu allem Überflus eure Erzählungen von dem Archivar eurer Belanglosigkeiten, dem nicht Besseres eingefallen sein soll, als euch zu verwalten, nachdem ihm seine Schöpfung etwas aus dem Ruder gelaufen ist. Ist ja lächerlich. Und dann, als würde das nicht genügen, karrt ihr in eurer emotionalen Unausgegorenheit, sprich eurer Vernünftigkeit, auf die ihr euch einiges einbildet und die problemlos Tollkühnheit und Sicherheitsfanatismus (man könnte ja unter Umständen sterben) in einen Topf wirft, futuristische Abfalleimer in die Gegend hier.

Den Rest, träume ich, auf die Saatkrähen antwortend weiter, erledigt das Morgenrauen der Machbarkeitsphantasien im Dienst der Wohlstandsvermehrung. Deshalb der grandiose Energieverbrauch. Deshalb die Kernspaltung. Deshalb die Brennstäbe, die man entsorgen muss. Irgendwo. Absolut sicher. Im Salzstock. Irgendwo hier in dieser Gegend. Damit in Zukunft auch gilt: Güter für alle. Das ist einer der vorläufigen Höhepunkte der menschlichen Vernunft. So stapelt sich Werkzeug auf Werkzeug, Ding auf Ding, Ware auf Ware, und macht das Archiv der Belanglosigkeiten zum Bersten voll.

Da kommen sie wieder, sprechen sich die Saatkrähen in ihrer Mulde zu, die Weltzusammenhalter und Weltversther. Treffen sich sicher in einem dieser umgebauten Höfe. Müssen dort ihre Gehirne ausmisten. Lassen den Mist dann einfach da. Schon gerät das überbesetzte Auto aus ihrem Sichtfeld. Ein jedes dieser Dinge, rede ich so in mich hinein, kann sich seines Nutzens sicher sein. Die Dinge, die Werkzeuge, die Gerätschaften, die Apparate und Gegenstände des täglichen Gebrauchs wohlgeordnet in den Fünfzig- oder besser noch Hundertmeterregalen wartend, sind übervoll mit Sinn. Warten

geduldig in den quaderförmigen Hallen, die, flach daliegend, geduckt, in Lauerstellung, an den Ortsrändern, auch hier im Wendland, vor sich hinsiechen. Höchstens für zehn oder fünfzehn Jahre gebaut, Ausgeburten der Einfallslosigkeit, vom rechten Winkel regiert. So erscheint sie ganz und gar als des Menschen ureigenste Sache, die Technik als Erfüllungsgehilfin, als brave Magd marktgemäßer Erfordernisse. Der Umkreis des Irdischen beäugt vom Horizont der großen Apparatur, die die Zurichtung der Welt garantiert, zusammengehalten und beherrscht von der unbeugsamen Logik des freien Marktes. Erdbewohner: listige Maschinisten und freie Händler von Anbeginn. Haben immer schon vom großen einfallslosen Betonquader geträumt, unter dessen Haut sich die Dinge eines nutzvollen Lebens ordentlich, das heißt marktgerecht und damit gleichzeitig auch freiheitsgemäß stapeln lassen. Erst dann kann Beruhigung eintreten. Erst dann könnte man beginnen, ein Leben beginnen, ein gutes Leben.

Ich sehe hinaus aus dem Autofenster. Für die Landschaft sind wir zu schnell. Sie schafft es unmöglich, zu uns herein zu sehen oder gar Guten Tag zu sagen. Noch dazu jetzt im Winter. Wo doch alles so langsam. Alles im Halb-, im Tief- oder im Winterschlaf. Eine Stunde noch, denke ich. Die Reisezeit dehnt sich immer ins Unerträgliche, wenn man den Raum, der einem zur Durchquerung aufgegeben ist, nicht kennt. Die Gespräche zwischen den Reisenden, am Rücksitz zu viert zusammengepfercht, werden spärlicher. Man hat mir, dem Fremden, vorne neben dem Fahrer sitzend, schon alles erklärt, was es zu diesem Landstrich zu sagen gibt.

Aus der Ferne blinkt ein Gewässer herüber. Es ruft mir zu. Ich horche. Nochmals die Tränen des Dädalus, die mit diesem schneelosen Winterland, den blattlosen

Baumkronen, schwarz vor einem grauen Himmel, so gar nichts gemein haben – und doch. Dieser Dädalus, dieser Techniker in der Morgendämmerung des Abendlandes, der seine Kunst verflucht, passt ganz gut hierher. Gleich am Beginn also, am Beginn der großen und kleinen Erzählungen der Technikverliebtheit, dieser Abgrund. Bei Publius Ovidius Naso nachzulesen. Der Tod des Sohnes, den Hervorbringungskünsten des Vaters, des großen Ingenieurs geschuldet. Das hat er sich so ausgedacht. Da machen wir dies, dann das, dann das Labyrinth und dann noch ein Fluggerät, um der Tyrannis auf Kreta zu entgehen. Und Tausende von Jahren später immer noch dasselbe Epos. Da machen wir dies und das und vor allem die Kernspaltung, um der Tyrannis der Rückständigkeit zu entgehen. Kernspaltung, um für die vielen, für die Masse, für die Heerscharen all die Dinge herstellen zu können, von denen erzählt wird, dass sie das Alpha und Omega der modernen Geschichten der Nützlichkeit darstellen.

Und die Nachkommen des Dädalus, Frauen und Männer in weißen Mänteln, moderne Priester, vor Schaltschränken posierend, größer als die Tore des Palastes von Knossos, Frauen und Männer, die nicht einmal mehr seinen Namen kennen, sind verliebt in die bloße Idee, das alles machen zu können. So wie der Kastor einst das ungestüme Wesen der Pferde beherrschte, denken sie, so beherrschen wir, die Nuklearmaschinisten unserer Zeit, die ungestüme Seele der Materie selbst. Und das völlig undialektisch. Zum Teufel doch mit dieser Widerspruchsgetriebenheit der Materie. Hier ist alles klar. Eine lange Kette der Macher, der Ermöglicher, der Könnner, der Verbesserer, kurz, der Fortschrittlichen. Sie sehen sich allesamt im Dienst einer Humanität, die sich um den Flüsterton des Gewissens nicht zu

kümmern braucht, weil die berauschte Liaison von Nutzen und Sinn die gefertigte Apparatur jeder Notwendigkeit einer Rechtfertigung enthebt. Im Gegenteil. Die Machbarkeit rechtfertigt jeden noch so großen möglichen Schaden. Und erst recht, wenn dieser, falls überhaupt, so erst in unvorstellbar ferner Zukunft zu verbuchen sein wird. Halbwertszeit Zukunft. Plutonium zwei drei neun. Was wird sein mit den Salzstöcken im Wendland in vierundzwanzigtausend Jahren? Meine fragenden Augen streifen über das Asphaltband, das uns durch das Niemandsland schleust. Hier, aber in vierundzwanzigtausend Jahren ... Eher kann ich mir vorstellen, wie Theseus den Minotaurus erlegt hat. Ich rechne vierundzwanzigtausend Jahre vorwärts, vierundzwanzigtausend Jahre rückwärts. – Die Hände in der Höhle von Gargas oder so. Ältere Mittelsteinzeit. Das kommt zirka hin. Also nochmal so viel wie von damals in Gargas bis heute. Aber was bedeutet dieses Damals? Ein Damals, in dem Menschen ihre Hände auf Höhlenwände legten und Farbe rundherum bliesen. Handkulturen. Poesie des Gravettien. Warum? – In vierundzwanzigtausend Jahren. Menschen werden den Salzstock im Wendland entdecken. Sie werden vor einer Armee von C.A.S.T.O.R.-Behältern stehen. Werden auch sie warum fragen? Eine Kultstätte vermuten? Den Tod werden sie sich holen. Das wird unser Erbe gewesen sein. Und wieder Saatkrähen. Und wieder sammeln sie sich am wendischen Winteracker. Sie haben mich entdeckt und schützen die traurigen Erdschollen vor meiner Nachdenklichkeit. Sie tun das ganz nebenbei, ohne jede Aufregung. Einer muss es ja tun.

Gar infam wäre es, denke ich weiter und mein Denken rollt vorsichtig an gegen den unsichtbaren Schutzschild der schwarzen Vögel draußen am Feld, gar infam wäre

es also, die Stunde der Moral auszurufen, solange die Hebel glänzen, die Räderwerke gut geölt vor sich hinsurren, die Brennelemente wie stolze Krieger im Kühlwasser stehen, die Kühltürme, von ätherischen Rauchschwaden umkränzt, so manche ländliche Gegend ähnlich dieser hier in den Zustand erhabenen Schauers versetzen und alles in allem das Fortschreiten des Machens sich als jene unerlässliche Bewegung erweist, die dem Menschenleben zusehends jene Mühen erspart, die noch die Rücken der Alten gekrümmt haben. Aufrecht und stolz genießt der moderne Mensch heute sein Menschsein in der Nachthelle der Städte. Er ist durch und durch praktisch geworden. Er treibt Gymnastik, umorgt seine Fitness und seine Wellness. Er eilt im Laufschrift durch die erleuchteten quaderförmigen Hallen an den Rändern der Ortschaften und versichert sich der Gegenwart und damit der Verfügbarkeit all der Dinge, die in den Fünfzig- oder Hundertmeterregalen nur darauf warten, dass er sich ihrer annimmt, indem er sie in seine Hand nimmt und spricht: Ich brauche euch alle. Sind das dieselben Hände wie in der Höhle von Gargas? Diese Hände von vor vierundzwanzigtausend Jahren? Die Humanität des *homo technicus*, des daidalischen Menschen, sie kann der Güte entbehren, solange es nützlich ist, vorwärts zu gehen. Kein trauriger Blick zurück trübt sein Bewusstsein. Im Gegenteil. Die vage Erinnerung an die fatalen Folgen so mancher Rückwärtsblicke (man denke an Orpheus oder die Frau Lots) verstärkt das Wohlgefühl, das sich beim Vorwärtsschreiten und beim Vorausblicken einstellt. Die Zukunft wird der Apparatur gehören, ihrem unerhörten Nutzen, ihrem irreduziblen Sinn.

Die Apparatur wird atmen, sie wird das genuin Menschliche repräsentieren, wird Spiegel einer Humanitas des mühelos gewordenen Lebens sein. Apparate werden uns



umgeben, große und kleine, Tag und Nacht; sie werden ächzen an unserer statt. Dafür werden wir sie lieben. In einer solchen Zukunft werden vielleicht auch die Menschen des Wendlandes die Salzstöcke tief unter den Schollen ihrer Äcker an bestimmten Tagen aufsuchen, um der C.A.S.T.O.R.-Behälter zu gedenken, die dort, hinter riesigen Tabernakeltoren ver(ge)borgen, einer unvorstellbar langen Zukunft entgegen warten, die dem Zeithorizont eines Menschenlebens so manches Rätsel aufgibt. Dann kann die Gewalt der nuklearen Gefahr, von den C.A.S.T.O.R.-Hülsen fest umschient, als die Gewalt des Gottes begriffen werden, der den Wenden einst dieses Land samt seinen Salzstöcken zugewiesen hatte.

Der rossekundige Kastor und der Faustkämpfer Polydeukes – das von den vielen (*poly*) sogenannte Zeusknäblein (*deuō*) –, von den Römern Pollux getauft, werden in ihrer Zweiheit meist gerufen, wenn die Not zu schreien begonnen hat. Wenn sie erscheinen, dann ohne Ausnahme zu zweit. Sie führen ein Leben im Zweisein, die Zeussöhne, die anrufbaren, die Nothelfer, tageweise wechselnd zwischen Himmel und Erde. Schlimm genug, dass man den C.A.S.T.O.R.-Behältern auf ihrer Reise, von den eisernen Pferden der Gegenwart gezogen, nicht den faustkämpfenden Polydeukes zur Seite gestellt hat. Quasi nebenher mitlaufend, die Unterschenkel, die *crura* beschient, wie heute die Fußballspieler. Die Fäuste zeigen allein die Bewohner des Wendlandes und zwingen die multiplizierten C.A.S.T.O.R.en zum Stillstand, indem sie, wie einst die Töchter des Leukippos, ihr verwundbares Menschenfleisch der Gefahr darbieten. Die üppige Fleischedynamik der Phiobe und der Hilaeira – damals auf noch unverschien(äm)tem Boden – lässt sich bei Rubens nachspüren. Wie Kastor, ruhig im Sattel sitzend, die Phiobe

dem Bruder – dieser im sicheren Ausfallschritt des Boxers seine Balance findend – nach unten reicht, der Hilaeira – diese erstaunt dem oben sitzenden Kastor in die souveränen Augen blickend – bereits dem Boden übergibt, während das scheu gewordene Pferd des Polydeukes sich davonmacht. Sieht man sich im Netz der weltweiten Verbundenheiten um, so findet sich schnell und bestimmt eine Liaison, die sich den großen Rubensschinken doch gerne in eines der Vorstandsbüros hängen würde. Als Statussymbol und als Hinweis, dass auch Nukleartechniker und ihre Marketingpartner keine Kunstbanausen sind. Die Gesellschaft (hurtige Gesellen und Gesellinnen) für Nuklear-Service, deren Gesellen und Gesellinnen am Kerntisch – im Kern des Tisches – sitzen und dem C.A.S.T.O.R.-Behälter einen Pollux-Behälter zur Seite stellen. Jeder der Zwillinge jeweils mit dem großen R im Kreisrund versehen. Als registrierte, eingeschriebene Marken. Diese Namen darf man nicht mehr so einfach führen und tut es einer, dann freuen sich die Juristen besonders. Zu Marken mutierte Namen sind eingeschriebenen Markenbesitzern vorbehalten. Andernfalls droht Strafe. Man erinnere sich. Branding: der Vorgang, bei dem den Tier- oder Menschenleibern das glühend heiße Eisen mit dem Zeichen des Tier- oder Menschenhalters ins Fleisch gebrannt wird. Branding: seht her, das ist mein! Kastor und Pollux, ab jetzt marken- und damit markttauglich. Kastor und Pollux im Fünfzigmeterregal, im Hundertmeterregal, im Kühlregal. Hervorragend!

(Neuer Plan: München, Barer Straße 29, Alte Pinakothek; an Rubens' Gemälde nachsehen, ob sich an Kastor oder Polydeukes irgendwelche Spuren einer Brandmarke finden lassen. Gegebenenfalls die Gesellen und Gesellinnen der Tischkerngesellschaft informieren. Daran ließe sich allerlei juristisch Wichtigtueriesches entzünden.)

So führt der Weg schließlich über Landstraßen, Güter- und Nebenwege zu einer Gruppe von Behausungen, die man geflissentlich als abgelegen bezeichnet. *Kassau* zeigt das Ortsschild an und der Seminarhof mit dem für den Ankömmling so ungewohnt klingenden Namen *Drawehn* ist nach zwei Abbiegungen erreicht. Drawehn, ein Namensrelikt der Slawen, der *Wenden* (im Land des Schreibers die *Winden*), die das Gebiet einst besiedelten und sich, den Vorgaben eines Grenzlandes schon damals Folge leistend, mit den Germanen vermischten. Drawehn, erfahre ich, heißt das Hügelland, das die Lüneburger Heide vom Wendland trennt. Erinnerung an die vier Eiszeiten, deren Gletscher, vom Norden sich in den Süden schiebend, das Erdmaterial in spielerischer Langsamkeit, in diluvialer Ungestörtheit hier abladen. Auch hier also die Slawen, diese unermüdlichen Namensgeber, wie in meinem Heimattal, das ungefähr sechshundert Kilometer weiter südöstlich liegt. Dass ihr Vermischungs- und Grenzland später einmal zum Niemandsland und zum Aufbewahrungsort einer tödlichen Fracht werden sollte, die in Behältern schlummert, deren Name an ein Brüderpaar aus der griechischen Mythologie erinnert, diesen Umstand hatten im neunten Jahrhundert weder die Priester der Germanen noch die Priester der Wenden in ihren Gebeten berücksichtigt. Ein höchst schicksalsträchtiger Umstand, wie wir heute alle ahnen. Die Nachfahren der Wenden jedenfalls, so teilt man uns mit, würden falsch abgestellte Autos von Eindringlingen ohne großes Aufheben mit ihren Traktoren einfach entfernen und an einen unbekanntem Ort bringen. Hatte man als Eindringling das Wendland betreten, so hieß es, den richtigen Ort finden und sich so unauffällig wie nur möglich verhalten.

Außer dem Wirt und seiner Köchin, die in frappierender Weise an die Thrakische Magd erinnerte, die,

sich den äquatorialen Umfang ihrer Leibesfülle haltend, in den Brunnen hinablachte, in den der erste Philosoph des Abendlandes beim Denken gestürzt war, hatte ich während meines Aufenthaltes keinen Einheimischen zu Gesicht bekommen. Bauern, hinter den Gemäuern ihrer Höfe und Gehöfte verschanzt, deren Holzbalken an der Frontseite Inschriften tragen. Die Gottesmutter möge Glück den hier unter diesem Dach Verweilenden bringen. So wie die Griechen und die Römer einst die Dioskuren anriefen, wenn Not sich abzeichnete.

Kassau, mutmaßte ich, als ich Wochen zuvor die ersten Direktiven für unser Expertentreffen jenseits der großstädtischen Ablenkungen erhielt, müsse im näheren Umfeld von Hamburg liegen. Die ersten Versuche einer Reiseplanung nach Kassau belehrten mich eines Besseren. Die digitale Fahrplanabfrage bei der Deutschen Bahn klärte mich in ihrer unerschütterlichen Realitätsverbundenheit auf, dass, wenn man Hamburg mit dem Zug am Abend verlässt, Kassau erst im Morgenrauen des darauf folgenden Tages erreicht sein würde. Dies verbunden mit einem Hinweis, der der Wirklichkeit meiner Reise einen außerordentlichen Drall versetzen würde: „Verbindung liegt in der Vergangenheit“. Ob man von einem auskunftsmüden Angestellten der Deutschen Bahn auch einen ähnlich kontrafaktischen Satz in die Hand gelegt bekommen würde?

Allfällige Details, etwa auf welchem Bahnhof in der Weite der Lüneburger Heide man die klammen Nachtstunden würde hinbringen müssen, um gegebenenfalls den ersten Regionalzug gemeinsam mit den verschlafenen Fröhschichtlern der Gegend besteigen zu können, sparte ich mir. Kurz, mein Reise- oder Abenteuerromantizismus schien zu gering entwickelt, zumal ja

auch mit diluvialer Kälte zu rechnen sein würde. Kurze Zeit dachte ich daran, das Projekt im Sinne einer gegenwartsadäquaten Übertragung der poetisch-existentiellen Spannung der Müller-Schubert'schen Winterreise zu begehen, wurde mir jedoch schnell klar darüber, dass das lyrische Moment einer solchen Unternehmung spätestens in der Ausgesetztheit einer unbeleuchteten, zum Bahndamm hin offenen Wartekonstruktion der Deutschen Bahn heillos zusammenbrechen würde. Leiermann, dem der hyperboräische Wind, von der Baltischen See hereinfliegend, zwischen die Beine fährt. Heimatlosigkeit, klagend ins Ohr geträufelt. Die außer Rand und Band gesetzte Nordluft, sich an den Ritzen der Stahl-Glas-Konstruktion des zeitgemäßen Warteidylls brechend, der einsamen Physik winterlicher Resonanzphänomene hingegen. Ich musste einsehen, dass nicht einmal der Gedanke an die Nähe des Entstehungsortes von *Zettels Traum* (ich müsste das dicke Buch – das Buch schlechthin – zu Hause zurücklassen, weil Volumen und Masse des Schmidt'schen Kosmos sich nicht als Reisebegleiter eignen) mir Trost spenden könnte. Obwohl: die Nacht hindurch, vom hyperboräischen Wind umflort, könnte ich meinem Jahresprojekt, *Zettels Traum* zu durchsteigen (eine Aneinanderkettung aller großen Nordwände der Alpen), um einiges näher kommen. Es handelt sich um eine Unternehmung, für die man schwer Partner findet. In der Regel bleibt, wie einst dem Autor auch, nur der schonungslose Alleingang. Das Buch müsste dementsprechend mit einem angemessenen Transportkoffer inklusive syntaktisch-semantischem Überlebensköfferchen ausgeliefert werden; dazu Notverpflegung, gefüllt mit reinem Denken, wenn die noetische Sphäre im Schmidt'schen Universum dünner und dünner wird.

Am Morgen nach der Ankunft, der Nebel begann sich zögerlich zu lichten, um mäandernde Baumreihen freizugeben, deren blattlose Kronen den rosigen Himmel ziselierten, suchte ich verstohlen nach einem der Wachtürme, die wohl hier in der Umgebung gestanden haben mögen. Ab und zu preschte ein Auto über die Landstraße, in einer Koppel jenseits der Straße grasten Pferde. Die Wachtürme, glaubte ich, haben sie alle wegge(t)räumt. Auch den Nachhall des Keuchens eines um sein Leben rennenden Flüchtlings von einst konnte ich nicht mehr ausmachen. Deutlich sah ich aber eine Person über das Wendland, das Niemandsland, das Grenzland jagen. Das hohe Gras gegen Arme und Beine schlagend. Die Gegend bewachsen, aber doch wüst, schön, aber doch abweisend, bizarr, aber doch verführerisch, zeigt keinerlei Anteilnahme. Der Boden lässt die Schritte echolos verebben und kennt dabei keine Sorge. Arno Schmidt hatte sich diese Gegend ausgesucht, damals, Ende der Neunzehnhundertfünfziger. Nur dort konnte so etwas wie *Zettels Traum* entstehen. Ich hatte mich erkundigt. Eine Autofahrt von Kassau nach Bargfeld würde nicht ganz eine Stunde dauern. Was würde mich erwarten? Dass Schmidts Geist aus der Bargfelder Erde aufsteigt, um mir das eine oder andere ETYM mitzugeben? ETYMs, diese bedeutungsschiefen Chamäleonwörter, die sich die Protagonisten in Schmidts Roman gegenseitig in die Hände und in die Köpfe spielen. Ich sah den Autor hinter dem Fenster seines Hauses stehen, das Fernrohr auf die Umgebung gerichtet. Wie die Welt wohl so vor sich geht da draußen? Draußen – das entscheidende Wort. Draußen wollte Schmidt wohl kaum sein. Draußen war ihm die drohende Zeitverschwen-